Inhalt

Vorwort
9

Agenten einer schwierigen Einheit
Ein Einleitungsessay
13

Als Onkel Herbert aus der Ostzone sein Holzbein ablegte
373 Kilometer liegen zwischen Münster in Westfalen und Bernburg in Anhalt – dazwischen die ehemalige deutsch-deutsche Grenze.
29

Was allen in die Kindheit scheint
Der Umzug von Düsseldorf nach Magdeburg hat den Psychoanalytiker Jörg Frommer seelisch gefordert.
37

In die postsozialistische Unordnung geflohen
Rainald Grebe, Kabarettist aus dem Rheinland, singt spöttische Lieder über die neuen Länder.
47

Mangelleben im Paradies
Gertraud Huber aus Niederbayern führt in der Uckermark den beliebten »Huberhof«.
57

Fruchtbarer Aufbruch
Stephanie Maiwald ging von Frankfurt am Main zum Studium nach Frankfurt an der Oder.
65

Lasst Blumen sprechen in Leipzig
Ilona und Peter Krakow sind seit 1994 eines der Ost-West-Paare.
75

Gott suchen in Mitteldeutschland
Ilse Junkermann aus Stuttgart wurde Bischöfin in einer atheistischen Umgebung.
83

Ein linker Abgeordneter findet Anschluss
Jan Korte sitzt für eine Partei im Bundestag, die in seiner niedersächsischen Heimat bedeutungslos ist.
93

»Er ist besser als mancher Ostdeutsche«
Der Hesse Gotthard Debelius rettete ein Fachwerkhaus in Thüringen.
101

Vorhof zur Hölle
Uwe Gerig wurde am ostdeutschen Harzrand geboren, übersiedelte in den Westen und zurück.
109

Glücklich in Görlitz
Westrentner haben sich zu Hunderten in der östlichsten Stadt Deutschlands niedergelassen.
119

Ein Preis fürs Bleiben
Birgit und Horst Lohmeyer zogen von Hamburg in die Idylle Mecklenburgs – und damit zu den ostdeutschen Nazis.
129

Lust auf das Unbekannte
Die rheinische Ökonomin Jutta Günther analysiert in Halle den Übergang Ostdeutschlands von der Plan- zur Marktwirtschaft.
139

»Der Wessi-Doktor wird sich nicht lange halten«
Dirk Grotkopp wechselte als Landarzt nach Mecklenburg.
147

In Greifswald weint man zweimal
Ein Drittel der 12 000 Studenten stammt aus dem Westen.
155

»Wo mein Zuhause ist, bestimme ich«
Der Unternehmer Thomas Kemmerich kam aus Aachen nach Erfurt, als die Mauer fiel.
165

Sprungbeförderung nach Magdeburg
Rainer Robra und Matthias Schuppe bauten in Sachsen-Anhalt die Landesverwaltung auf.
173

»Wir sind Unioner und ihr nicht!«
Nico Schäfer heuerte 2011 bei dem Ostfußballclub Union Berlin an.
183

Aufarbeitung Marke West
Helmut Müller-Enbergs erforscht in Ost-Berlin das Wirken der Stasi.
193

Rückkehr in die Bürgerlichkeit
Ingrid Mössinger aus Schwaben wurde Museumsdirektorin in Chemnitz.
203

Vier Westler für Thierse
Als der bekannteste Politiker Ostdeutschlands das Feld räumte, bewarben sich in der SPD nur Altbundesbürger um seine Nachfolge.
213

»Leben ist Brückenschlagen …«
Ein Resümee mit Ausblick
223

Anhang

Anmerkungen 229
Abbildungsnachweis 234
Literaturverzeichnis 235
Dank 237
Zum Autor 238

Als Onkel Herbert aus der Ostzone sein Holzbein ablegte

373 Kilometer liegen zwischen Münster in Westfalen und Bernburg in Anhalt – dazwischen die ehemalige deutsch-deutsche Grenze.

Mein erster Kontaktmann zu denen da drüben war Onkel Herbert. Unser Nennonkel kam aus Bernterode im thüringischen Eichsfeld. Er kam, wie meine Eltern sagten, aus der »Ostzone«. Und weil ich noch klein war und mir unter der »Ostzone« nichts vorstellen konnte, erschien es mir, als käme Onkel Herbert aus dem Nichts. Ich erinnere mich, dass er als Geschenk meist Lederwaren mitbrachte, Brieftaschen und solche Sachen. Noch mehr erinnere ich mich an sein Holzbein. Denn Onkel Herbert hatte im Zweiten Weltkrieg ein Bein verloren und trug seither eine Prothese. Da er, wenn er aus der »Ostzone« kam, immer in unserem Zimmer schlief, warteten wir mit dem Einschlafen so lange, bis er sich auszog. Dann lugten wir heimlich unter der Bettdecke hervor und konnten sehen, wie Onkel Herbert das Holzbein ablegte. Für eine Weile gingen die Worte »Ostzone« und Holzbein in meinem Kinderkopf eine Synthese ein. Das war in den frühen 70ern, in Borghorst im Münsterland.

In den späten 70ern fing ich an, mich zu politisieren. Der Warschauer Pakt rüstete mit atomar munitionierten Mittelstreckenraketen des Typs SS 20 auf, die Nato wollte mit Pershing-II-Raketen dagegenhalten. Ich fand Letzteres nicht richtig, mein Vater schon. Wir stritten uns. Was mein politisches Interesse weiter steigerte. Bald darauf verweigerte ich den Wehrdienst, unter anderem, weil ich im Ernstfall nicht auf Ostdeutsche schießen wollte. Ein Anspruch, den durchzusetzen mich drei mündliche Verhandlungen, einige Nerven und viel Zeit kostete und den besagte Ostdeutsche später dennoch eher achselzuckend zur Kenntnis nahmen. Wenn überhaupt.

Im Sommer 1983 machte ich Abitur. Und im Frühherbst desselben Jahres lud mich ein Freund zu einem Jugendlager der Freien Deutschen Jugend nach Werder an der Havel ein. Mein Freund war Mitglied der Jungdemokraten. Das war damals die durchaus linke Jugendorganisation der FDP. Und weil in deren Delegation noch ein Platz frei war und die »Ostzone« mich interessierte, sagte ich zu. Vorn auf dem Podium saßen FDJler, die locker auf die 50 zugingen und auf einen 19-Jährigen auch sonst etwas sonderbar wirkten. Ihnen zu Füßen saßen Vertreter westdeutscher linker Jugendorganisationen, die ungefähr so dogmatisch argumentierten wie die FDJ – bis auf uns, die Jungdemokraten. Man war übereinstimmend der Ansicht, dass der Osten allemal besser sei als der Westen und Ostraketen allemal besser seien als Westraketen. Als Kontrastprogramm und um etwas Luft zu schnappen, besuchten wir die Ständige Vertretung der Bundesrepublik in der DDR in Ost-Berlin, in deren Umgebung es von Volkspolizei und Staatssicherheit nur so wimmelte. Dort hörten wir von der allgegenwärtigen Repression, die in Werder unterschwellig zu spüren war. Mein linker Idealismus war nach der Tour kleiner als vorher. Dies änderte an meinem Interesse für den Osten aber nichts. Ich besuchte Moskau und Prag. In Moskau habe ich den Besuch des Leninmausoleums verschlafen. Aus Prag ist mir die Ruhe erinnerlich und dass wir viel Bier getrunken haben.

Dann verschwand die Mauer. Ich saß von Donnerstagabend bis Freitagabend in meinem Münsteraner Wohngemeinschaftszimmer begeistert vor dem Fernseher, nachdem das SED-Politbüromitglied Günter Schabowski am 9. November den berühmten Zettel hervorgekramt hatte. Schließlich habe ich es nicht mehr ausgehalten, bin nach Berlin gefahren und stundenlang an der bröckelnden Staatsgrenze rumgelaufen. Es war großartig. Dass ich wieder einmal anders tickte als meine Freunde, merkte ich daran, dass manche von ihnen selbst am 12. November noch nicht an der Mauer gewesen waren, und das, obwohl sie da schon drei Tage lang offen stand, meine Freunde in West-Berlin studierten und eine U-Bahn-Fahrt genügt hätte. Zurück in der Heimat, disku-

tierte ich mit meinen linken Kommilitonen erhitzt über die Frage, ob das mit der Vereinigung seine Richtigkeit habe. Sie betrachteten das Ganze skeptisch, ich weniger. Unsere Generation fürchtete alles Nationale wie der Alkoholiker die Weinbrandbohne.

Es folgten die ausländerfeindlichen Exzesse von Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen. Ich saß wie an jenem 9. November erneut vor dem Bildschirm und bekam es mit der Angst zu tun. Hatten meine Kommilitonen Recht behalten? In dieser Zeit endete auch mein Studium. Ich begann, mich um ein Zeitungsvolontariat zu bewerben. In Ostdeutschland hatte ich vier Vorstellungsgespräche: in Magdeburg, Schwerin, Neubrandenburg und Halle. In Westdeutschland kein einziges. Ich konnte zwischen einem Job in Neubrandenburg und einem in Halle wählen. Und so kam ich, der Wendegewinnler, zur *Mitteldeutschen Zeitung* ins soeben erstandene Sachsen-Anhalt. 1992 war das.

Der Osten war grau in jener Zeit, viel grauer als heute. Von Magdeburg bis Bernburg, wo ich mein Volontariat in der Lokalredaktion begann, brauchte man wegen der schlechten Verkehrsverbindungen drei Stunden – für 40 Kilometer. Im Winter roch es überall nach Kohle. Und wenn zwei meiner sieben Kollegen telefonierten, mussten wir anderen sechs warten. Denn es gab bloß zwei Leitungen. Manche meiner Ost-Kollegen waren in der SED und schon vor der Wende bei jener Zeitung, die seinerzeit noch *Freiheit* geheißen hatte. Sympathisch waren sie alle, und ich sah mich außerdem nicht berechtigt, ihnen bohrende Fragen zu stellen. Auch wenn ich es theoretisch hätte tun können. Ich war erst 28 und von der DDR-Vergangenheit völlig unbelastet. Ich schrieb mir die Finger wund und schaffte endlich, was ich hatte schaffen wollen: mich zu lösen von der Scholle. So vieles war anders und wahnsinnig interessant. Es war wie ein Rausch. Ja, ich war jetzt in der »Ostzone«. Freunde bemitleideten mich. Ich jedoch fühlte mich so gut wie lange nicht. Ich war frei. Ich war high. Und ich merkte, dass diese neue Welt etwas mit mir machte.

Nach zwei Jahren wurde ich von Bernburg in die Lutherstadt Wittenberg geschickt. Ich war nicht mehr Volontär. Ich war nun

Redakteur. In Wittenberg lernte ich Christen einer Spielart kennen, die mir in der katholischen Heimat unbekannt geblieben waren. Sie nannten sich Protestanten. Ein Mann namens Friedrich Schorlemmer war der Bekannteste unter ihnen. Auch traf ich bald den Arbeitsamtsdirektor. Der hieß Reiner Haseloff, war wie ich Katholik und ist heute Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt. Wir wohnten in derselben Straße, an deren Ende sich die katholische Kirche befindet. Sein offensiver Katholizismus erinnerte mich an zu Hause. Das war vertraut und bedrohlich zugleich.

Meine Mutter hatte mich vor den Protestanten gewarnt. Ich wolle doch wohl nicht die Seiten wechseln, sagte sie mahnend. Derweil spielten ihr die Protestanten in die Hände – nur anders, als sie dachte. Denn das Erleben von Religiosität aus einer Minderheitsposition heraus war für mich wichtig. Zu Hause war der Katholizismus dominant. Er übte, wo er konnte, Herrschaft aus. Im Osten konnte er keine Herrschaft ausüben. Dazu war er viel zu schwach. Umso mehr merkte ich, dass mir die Kirchenleute, ob protestantisch oder katholisch, die nächsten waren. So konnte ich mich Gott auf einem Schleichweg wieder nähern. Die Wiederannäherung folgte einer Art dialektischem Prinzip. Und mit der Dialektik kannten sie sich im Osten ja aus.

Wie sehr ich mir einbildete, »Ossi« geworden zu sein, fiel mir auf, als ich 1999 politischer Redakteur in Halle wurde. Ich hatte mir in sieben Jahren angewöhnt, meinen Kollegen zur Begrüßung die Hand zu geben, wie es in der DDR üblich gewesen sein soll. Die Kollegen an der Saale indes hatten es sich im Laufe der Jahre abgewöhnt. Sie waren unterwegs nach Westen. So griff ich in der Zentrale plötzlich ins Leere. Das war irgendwie absurd. Auf jeden Fall irritierte es meine in Bewegung geratene Identität.

Zuletzt fällt mir jener stellvertretende Landrat ein, der aus Haan im Rheinland kam, in Halle gescheitert war und in Wittenberg seine zweite (Ost-)Chance erhielt. Er war immer makellos gekleidet. Und seine Frau fragte mich eines Tages, ob ich denn keine Karriereplanung hätte, was ich verneinte. Irgendwann saß ich mit Oberbürgermeister Eckhard Naumann, seinem Referen-

ten Jörg Bielig und jenem Mann auf dem Marktplatz zu Füßen der Stadtkirche, in der Martin Luther gepredigt hatte. Es war Sommer. Der Himmel war sehr groß und blau. Ich erzählte von meiner bevorstehenden Polenreise. Die Stimmung war entspannt. Bis der Vizelandrat, der sich nach eigener Auskunft gelegentlich samstags auf dem Ku'damm die Haare schneiden ließ, als Reaktion auf meine Polenpläne ungerührt kundtat: Weiter östlich als Wittenberg gehe er in seinem Leben auf gar keinen Fall. Er sagte damit nichts anderes, als dass er schon sein jetziges Lebensumfeld als Zumutung empfand. Der Kommunalpolitiker, der freundlich und fürsorglich sein konnte, wunderte sich oft darüber, dass er im Osten nicht klarkam. Nun lieferte er erneut den Grund, ohne es zu merken. Ich empfand damals das Bedürfnis, mich von ihm und all den anderen »Wessis« abzugrenzen, obwohl ich selbst einer war. In der Rückschau kommt mir das etwas verlogen vor.

Heute arbeite ich als politischer Korrespondent in (Ost-)Berlin. Und das schon seit mehr als zehn Jahren. Ich schreibe unter anderem über die Linkspartei und die Stasi-Unterlagenbehörde. So kommt es, dass ich mit dem Milieu der einstigen DDR-Eliten genauso zu tun habe wie mit der damaligen Opposition. Aus dem Büro des Chefs der Stasi-Unterlagenbehörde, Roland Jahn, konnte ich auf das Fenster des Büros von Hans Modrow schauen, der in der SED bekanntlich eine führende Rolle gespielt hatte und nun dem Ältestenrat der Linkspartei vorsitzt. Der eine hat in der DDR im Knast gesessen und wurde außer Landes geschafft. Der andere war kürzlich in Kuba und hat die Revolution noch immer nicht aufgegeben. Die beiden haben sich vor einer Weile sogar mal getroffen. Ich werde, wenn auch verspätet, Zeuge einer Geschichte, die ich selbst nur aus dem Fernsehen kenne. Das ist wunderbar.

Überhaupt bin ich zuständig für das, was man bei uns die »Ostthemen« nennt. So saß ich vor ein paar Monaten auf der Tribüne des Reichstages. Der Bundestag debattierte über den Jahresbericht zum Stand der deutschen Einheit. Nicht weniger interessant als das, was gesagt wurde, war allerdings, wer etwas sagte und wer nicht. Denn von den insgesamt zwölf Rednern waren elf in

Ostdeutschland geboren. Die einzige westdeutsche Rednerin war über die brandenburgische Landesliste der Grünen ins Parlament eingezogen. Auf der Kabinettsbank hatten nur die zwei Ministerinnen mit ostdeutscher Herkunft Platz genommen. Und auf der Tribüne saßen neben mir zwei weitere Kollegen, die ebenfalls für ostdeutsche Zeitungen schreiben. Westkollegen waren nicht da. Die Debatte über den Stand der deutschen Einheit fand also ohne den Westen statt. Und so ist es leider oft.

Westdeutsche sind nicht allzu interessiert. Es sei denn, sie haben Verwandte im Osten oder eine Weile dort gelebt. Wenn ich einem Durchschnittswestdeutschen den Osten erklären soll, muss ich nicht selten bei null anfangen. Es gibt viele Vorurteile und wenig inneres Verständnis. Für die einen war der Mauerfall eine Zäsur, für die anderen ein TV-Ereignis. Ginge zu einer Paartherapie stets einer allein, wäre die Therapie bald zu Ende. Bei der deutsch-deutschen Therapie ist es umgekehrt. Auch weil immer nur der eine reden will, der andere aber nicht zuhört, dauert sie so lange.

Da, wo wir leben, in Berlin-Prenzlauer Berg, ist der Osten verschwunden, vordergründig zumindest. Wo früher ostdeutsche Arbeiter und Künstler zu Hause waren, dominieren jetzt westdeutsche Akademiker aus der Erbengeneration. Die Preise für Wohnraum steigen. Die Klage über das, was Gentrifizierung genannt wird, ist allgegenwärtig. Wer in Quickborn, Schmalkalden oder Berlin-Charlottenburg in den eigenen vier Wänden lebt, muss das nicht erklären. In meiner münsterländischen Heimat schießen seit jeher die Einfamilienhäuser wie Pilze aus dem Boden. Auch dort muss das keiner erklären. Hier muss er das schon. Erst kürzlich eilte ein Reporter einer großen deutschen Tageszeitung aus München herbei und schrieb einen Artikel über den vermeintlichen oder tatsächlichen Luxus in diesem Teil Ost-Berlins. Das war so bezeichnend wie zwangsläufig. Denn der Prenzlauer Berg gilt als Laboratorium der Einheit, in dem wieder mal die »Wessis« die »Ossis« verdrängen. Jede Bewegung wird mikroskopisch vergrößert. Dabei wuchern die Klischees über mein aus der

Ferne betrachtet ach so luxuriöses Leben, in denen ich mich auf unserem in die Jahre gekommenen Ikea-Sofa nicht wiederfinde. Sie zwingen mir eine Scham auf, die grundlos ist. So gesehen ist es schön im Prenzlauer Berg – schön schwierig.

Ausnahmslos schön ist, dass meine Liebste, eine Ostfrau, beruflich regelmäßig auch im Münsterland zu tun hat, dass es ihr da gefällt und wir uns über das Ost-West-Ding austauschen können. Der Austausch bereichert unser Dasein. Sie stammt aus einem 3000-Seelen-Dorf mit dem schönen Namen Schweina am Rande des Rennsteigs, wo ich, wenn die ganze Familie beisammensitzt, der einzige Westdeutsche bin. Zuweilen wird mir meine Minderheitsposition bewusst. Die Eltern meiner Liebsten, die in den 40er Jahren geboren wurden und die Teilung des Landes ebenso erlebt haben wie dessen Wiedervereinigung, berichten viel von früher. Das bringt uns einander näher. Manches erinnert mich an Erzählungen meiner Eltern – wenngleich aus einer entgegengesetzten Perspektive. Manches ist mir fremd und wird mir erst durch Erzählungen allmählich vertraut. Ihr jüngster Enkel, der bald zehn Jahre alt wird, sagt unterdessen, dass er das Wort »Wende« nicht mehr hören könne. Er meint damit natürlich die 89er Wende. Das ist ein Kommentar aus Kindermund zu den deutsch-deutschen Befindlichkeiten, der für sich spricht. Dem Enkel sind die Befindlichkeiten egal. Er wartet auf seine eigene Geschichte. Und er kann warten. Meine Liebste kommt übrigens aus Thüringen – wie Onkel Herbert, der im Zweiten Weltkrieg, den er nicht verschuldet hatte, ein Bein verlor und seither ein Holzbein trug. Er konnte nicht mehr warten, sondern war in die Geschichte eingesponnen, erst durch den Krieg und dann durch die Teilung.

In der Küche hoch über Schweina, den ostdeutschen Thüringer Wald hinter mir und die gesamtdeutsche Rhön vor mir, spüre ich, das alles mitbedenkend, über drei Generationen hinweg, dass Geschichte mehr ist als das, was in Büchern steht. Vor allem spüre ich, dass das Glück friedlicher Einheit groß ist. Größer als alle Widrigkeiten, die ihr im Wege sind.